

STEFAN BÖRNCHEN · GEORG MEIN · MARTIN ROUSSEL · HRSG.

NAME, DING

REFERENZEN



WILHELM FINK

Stefan Börnchen · Georg Mein · Martin Roussel (Hrsg.)

NAME, DING.
REFERENZEN

Wilhelm Fink

Gedruckt mit der freundlichen Unterstützung des
Fonds National de la Recherche, Luxembourg.



Umschlagabbildung:
Grafische Gestaltung von Lars Malte Trzeschan
nach William Hogarths Frontispiz zur zweiten Auflage
von Laurence Sterne
The Life and Opinions of Tristram Shandy, Gentleman (1760)

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks, der fotomechanischen Wiedergabe
und der Übersetzung, vorbehalten. Dies betrifft auch die Vervielfältigung und Übertragung
einzelner Textabschnitte, Zeichnungen oder Bilder durch alle Verfahren wie Speicherung
und Übertragung auf Papier, Transparente, Filme, Bänder, Platten und andere Medien,
soweit es nicht §§ 53 und 54 UrhG ausdrücklich gestatten.

© 2012 Wilhelm Fink Verlag, München
Wilhelm Fink GmbH & Co. Verlags-KG, Jühenplatz 1, D-33098 Paderborn

Internet: www.fink.de

Lektorat: Dr. Wolfgang Delseit, Köln

Satz: TIESLED Satz & Service, Köln
Einbandgestaltung: Evelyn Ziegler, München
Printed in Germany

Herstellung: Ferdinand Schöningh GmbH & Co. KG, Paderborn

ISBN 978-3-7705-5099-9

Inhalt

STEFAN BÖRNCHEN	
Einleitung	IX
I. NAME	
HISTORISCH	
LILIANE WEISSBERG	
Freuds Namen	5
MARTIN ROUSSEL	
Parzivals Name	19
ANDREAS HAMMER	
Schöpfung – Magie – Erzählung Name und Zeichen von den althochdeutschen Zaubersprüchen bis zum höfischen Roman	39
HEIKO CHRISTIANS	
Theologie oder Theorie der Namen? Anmerkungen zu Eugen Rosenstock, Johann Georg Hamann und Vilém Flusser	59
FRITZ BREITHAUPT	
Von Gott gerufen werden Die Ausrede als Narration	77
SYSTEMATISCH	
RALF SIMON	
Das Wort beim Namen nennen Die Anagrammatik als konstituierendes Element des poetischen Textes	91

ANDRÉ MICHELS Der Name, die Schrift und das Reale	107
HANJO BERRESSEM »Der <i>Eigennamen</i> « Eigenwert und Eigenbiografie	131
II. DING	
HISTORISCH	
TOBIAS WILKE Die Sprache der Dinge und die Unmittelbarkeit des Mittels Zwei Einsätze zweier Figuren in der frühen Medientheorie	155
ANGELA OSTER Roland Barthes und die »Morphomologie« des Eiffelturms Monument, Mythos und Magie	173
SYSTEMATISCH	
OLIVER SIMONS Nullpunkt, Neutrum, <i>Punctum</i> Das Reale bei Roland Barthes	199
MICHAEL NIEHAUS Dingliche Überlieferung Zwei Geschichten	219
III. REFERENZEN	
HISTORISCH	
STEFAN BÖRNCHEN Name und Nase Natürliche Zeichen bei E. T. A. Hoffmann	239

IRMTRAUD HNILICA Anton im Warenwunderland Figuren der Weltreferenz in Gustav Freytags <i>Soll und Haben</i>	267
PIERRE MATTERN Präjekt, Subjekt, Trajekt, Objekt Zu Rosenstock-Huessys Grammatik der Selbst- und Weltreferenz	281
SYSTEMATISCH	
BENJAMIN ROBINSON Was leistet ein Index?	297
CHRISTIAN KOHLROSS Über Bezugnahme oder: Der Eigennamen des Teufels	315
GEORG MEIN Geld / Identität / Selbstreferenz	327
ECKART GOEBEL Das Opfer der Kritik Benjamin – Kommerell	345
Autorinnen und Autoren	367

HEIKO CHRISTIANS

Theologie oder Theorie der Namen?

Anmerkungen zu Eugen Rosenstock,
Johann Georg Hamann und Vilém Flusser

Wer es mit Hamanns Philologie zu tun bekommt, wird nicht nur wissen, dass der Teufel im Detail steckt, sondern auch der Geist und sogar der Heilige Geist.

Helgo Lindner, *Hamann als Leser der englischen Bibel* (1999)

Der Name ist stets ein Element der Physiognomie.

Dolf Sternberger, *Über eine Fabel von Lessing* (1943)

Anregung bei Agamben

In seinem Büchlein *Signatura rerum* von 2008 erläutert Giorgio Agamben das sogenannte *Adamitische* Sprachmodell – jenes biblisch inspirierte Sprachmodell, das ein substantiell motiviertes Benanntsein der Dinge auf Erden und damit auch die Möglichkeit eines unmittelbar in die Ordnung der Dinge hineinreichenden Aktes der Benennung behauptet.¹ Agamben expliziert dieses Denken im Rekurs auf verschiedene Klassiker der Ideengeschichte: Paracelsus ›Signatura‹-Lehre, Jakob Böhmes Mystik und Spuren dieser Lehren in einigen Klassikern der Kulturwissenschaften des 20. Jahrhunderts.² Das offizielle Ende der Signaturen-Lehre veranschlagt er genau dazwischen, im 18. Jahrhundert mit dem entsprechenden *Encyclopédie*-Artikel – laut Agamben ein zwei Zeilen langer *Nekrolog*, der schon allein durch die so kurz ausgefallene Behandlung die Irrelevanz und Überkommenheit des Phänomens demonstriert.³

Dieser Aspekt einer Zäsur in der kanonischen Ideengeschichte des adamitischen Sprachmodells scheint geeignet, um Verbindungen zwischen den drei in meinem Vortragstitel angezeigten Autoren Johann Georg Hamann, Eugen Rosenstock und Vilém Flusser herzustellen. Ich setze allerdings die Zäsur anders an und halte mich auch nicht an die Chronologie der von mir im Titel genannten Namen. Anders

1 Giorgio Agamben: *Signatura rerum*. Zur Methode. Frankfurt a. M. 2009, S. 43 f. Vgl. auch ders.: *Idee des Namens*. In: Ders.: *Idee der Prosa* [1985]. Frankfurt a. M. 2003, S. 105 f.

2 Als ältere Darstellung immer noch unentbehrlich: Wolfgang Kayser: *Böhmes Natursprachenlehre und ihre Grundlagen*. In: *Euphorion* 31 (1930), S. 521–562. Der Sammelband von Allison P. Coudert (Hg.): *The language of Adam = Die Sprache Adams*. Wolfenbüttel 1999 repräsentiert die neuere Forschung.

3 Agamben, *Signatura rerum* (Anm. 1), S. 84.

als Agamben möchte ich nämlich keine Historie dieses Modells erkennen lassen, sondern anhand dreier Biografien und Fächer nach den Funktionskontexten dieses Modells fragen.

Der jüngste deutsche Privatdozent

Eugen Rosenstock war ein zum Protestantismus konvertierter, dem Berliner Großbürgertum entstammender preußischer Jude, der ab 1906 in Zürich, Berlin und Heidelberg Rechtswissenschaft und Klassische Philologie studierte, 1910 in Heidelberg zum Dr. jur. promoviert wurde⁴ und sich 1912 – als jüngster deutscher Privatdozent – in Leipzig in den Bereichen Deutsches Privatrecht und Deutsche Rechtsgeschichte habilitierte.⁵ Ein umfangreiches, 1914 veröffentlichtes Buch ermöglichte ihm dann, seine *Venia legendi* noch auf das Gebiet der Staatsrechtslehre auszudehnen und 1923 in Heidelberg zum Dr. phil. promoviert zu werden.⁶ Das ist seine beeindruckende Laufbahn im »deutschen Berufsgelehrtentum«, wie er es selbst einmal nannte.⁷

Dann aber produziert Rosenstock erste Abweichungen von dieser Musterlaufbahn: Am Ersten Weltkrieg nahm er – nach Lehrgängen, Übungen und Manövern zwischen 1910 und 1912 – als Artillerie-Offizier 1914 bis 1918 teil. Selbst für konvertierte Juden war das eine erwähnenswerte militärische Laufbahn. 1923 habilitierte er sich zusätzlich in der Soziologie, 1923 bis 1933 wirkte er ohne rechte Passion als Professor für Deutsche Rechtsgeschichte und Staatsrechtslehre, Bürgerliches Recht und Handelsrecht an der Universität Breslau. Seit 1925 führte er nach schweizerischem Vorbild zusätzlich den Namen seiner Ehefrau Margrit Huessy – wohl auch um antisemitische Attacken abzumildern.⁸

Noch während des Ersten Weltkrieges, hinter der Westfront, schuf er mit dem *Mannschaftshaus* die erste »Volkshochschule des deutschen Feldheeres«.⁹ Nach dem

4 Mit der Arbeit *Landfriedensgerichte und Provinzialversammlungen vom neunten bis zwölften Jahrhundert*.

5 Titel der Arbeit: *Ostfalens Rechtsliteratur unter Friedrich II. Texte und Untersuchungen* (Weimar 1912).

6 Eugen Rosenstock: *Königshaus und Stämme in Deutschland zwischen 911 und 1250*. Leipzig 1914.

7 Zu diesem beeindruckenden Bildungsgang Rosenstocks ausführlich Jonas Flöter: *Eliten-Bildung in Sachsen und Preußen. Die Fürsten- und Landesschulen Grimma, Meißen, Joachimsthal und Pforta (1868–1933)*. Köln/Weimar/Wien 2009, S. 513–517.

8 Sehr genaue Angaben und Schilderungen der Umstände finden sich bei Hanna Vollrath: *Ein universaler Blick auf Könige und Päpste des Mittelalters: Eugen Rosenstock-Huessys (1888–1973) Buch Die europäischen Revolutionen und der Charakter der Nationen*. In: Joachim Dahlhaus (Hg.): *Papstgeschichte und Landesgeschichte*. Festschrift für Hermann Jakobs zum 65. Geburtstag. Köln/Weimar/Wien 1995 [= Beihefte zum AKG 39], S. 629–657; einen zuverlässigen Überblick liefert der Art. »Eugen Rosenstock-Huessy« in Bd. 29 der *Theologischen Realenzyklopädie* (1998), S. 413–417.

9 Eugen Rosenstock: *Das Mannschaftshaus der 103. Infanterie-Division. Ein Versuch von 1916. Nach Feldpostbriefen*. In: Werner Picht/Eugen Rosenstock: *Im Kampf um die Erwachsenenbildung 1912–1926*. Hg. v. Robert von Erdberg. Leipzig 1926, S. 12–17, hier: S. 12.

Ersten Weltkrieg war er zudem Begründer einer Akademie für Arbeit in Frankfurt,¹⁰ Herausgeber der ersten deutschen Werkszeitung (bei Daimler Benz),¹¹ Mitherausgeber der Zeitschrift *Die Kreatur*, Religionsphilosoph, Historiker, enger Freund Franz Rosenzweigs, Begründer der Industriosozologie und des Industrierechts in Deutschland,¹² Mitbegründer des Kreisauer Kreises. Rosenstock schrieb – die Zeit der Emigration mitgerechnet – etwa 40 z. T. sehr umfangreiche Bücher und um die 500 Texte.¹³ 1968 erschienen zu seinem 80. Geburtstag unter dem Titel *Ja und Nein* seine »autobiografischen Fragmente« aus verschiedenen Phasen seines Lebens (vor allem aber um 1950 geschrieben).¹⁴

Rosenstocks eigene Laufbahnbeschreibung

Unverkennbar ist Rosenstock Jurist *und* Philologe. In einem auf 1950 datierten Fragment behandelt er sein Leben deshalb in Leitbegriffen dieser Disziplinen: *Beweis* und *Beleg*, *Anmerkung* und *Fall* lauten seine Vokabeln:

Wenn man gewöhnlich in Anmerkungen andere Bücher zitiert findet, so möge man mir nicht verwehren, eine andere Form des Beweises anzutreten. Auch ein Leben kann ein Beleg sein; und für gewisse Wahrheiten ist es vermutlich der einzige Beleg. Dann nämlich, wenn man die Erschütterung durch ein den einzelnen treffendes, aber die Gattung meinendes Erlebnis studieren will, kann man nur den »Fall« studieren, auf dessen Quadrigenima-Platte sich das Erlebnis einpreßt und in dessen Hirn es sich abgeklärt hat.¹⁵

Sein Leben wird ihm zum bemerkenswerten Fall, weil es »ein den einzelnen treffendes, aber die Gattung meinendes Erlebnis« birgt. Die Voraussetzungen und Umstände dieser das Individuelle überschreitenden und die Gattung angehenden

10 Dazu Hermann Jakobs: »Das Verhältnis von Forschung und Lehre kehrt sich um.« Eugen Rosenstock als erster Leiter der Frankfurter Akademie der Arbeit 1921/22. In: Armin Kohnle/Frank Engehausen (Hg.): *Zwischen Wissenschaft und Politik. Studien zur deutschen Universitätsgeschichte*. Festschrift für Eike Wolgast zum 65. Geburtstag. Stuttgart 2001, S. 345–386.

11 Dazu nun Alexander Michel: *Von der Fabrikzeitung zum Führungsmittel: Werkzeitschriften industrieller Großunternehmen von 1890–1945*. Stuttgart 1997.

12 Eugen Rosenstock: *Vom Industrierecht. Rechtssystematische Fragen*. Berlin/Breslau 1926. Vgl. nur Heinz Maus/Friedrich Fürstenberg (Hg.): *Industriosozologie I. Vorläufer und Frühzeit 1835–1934*. Neuwied 1966 [= Soziologische Texte 1], S. 219–228.

13 Eine erste Bibliografie findet sich in: Eugen Rosenstock-Huessy: *Das Geheimnis der Universität. Wider den Verfall von Zeitsinn und Sprachkraft. Aufsätze und Reden 1950–1957*. Hg. u. eingel. v. Georg Müller. Mit einem Beitrag v. Kurt Ballerstedt: *Leben und Werk Eugen Rosenstock-Huessys*. Stuttgart 1958, S. 307–315. Außerdem: Lise van der Meulen: *A complete Bibliography of the Writings of Eugen Rosenstock-Huessy (1888–1973)*. Norwich (Vt.) 1998.

14 Eugen Rosenstock-Huessy: *Ja und Nein. Autobiographische Fragmente aus Anlaß des 80. Geburtstags des Autors im Auftrag der seinen Namen tragenden Gesellschaft* hg. v. Georg Müller. Heidelberg 1968.

15 Ebd., S. 58. – Der Ausdruck »Quadrigenima-Platte« rekurriert auf eine Gedächtnis-Theorie seines Freundes, des Arztes und Medizinthoretikers Richard Koch (1882–1949), die hier unerläutert bleiben kann.

›Erschütterung‹ schildert Rosenstock aber nicht – wie zu erwarten wäre – als ein individuelles, den Fall überragendes ›Erlebnis‹, sondern als Rekonstruktion (s)eines institutionellen Bildungsgangs:

Seit 1902 hat mein bewußtes Leben unter dem Kennwort ›Sprache‹ gestanden. Ich war in meinem fünfzehnten Jahre und wünschte mir Kluges *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*. Ich selber erstand Jakob Grimms *Deutsche Grammatik* von 1819 und seine *Rechtsaltertümer*, in denen ja das Wort eine gewaltige Rolle spielt. Hamanns Wort befahl mich damals: ›Sprache ist der Knochen, an dem ich ewig nagen werde.‹ [...] Der tiefste Respekt für die deutsche Universität war mir selbstverständlich.¹⁶

Nachdem Rosenstock u. a. bei den, wie er selbst sagt, *Meistern* der Klassischen Philologie und Geschichtsschreibung des Altertums studiert hatte, nachdem er sein juristisches Studium ›wider seines Herzens Drang‹ absolviert hatte, legt er schon zwei Jahre nach der Promotion in Heidelberg schließlich 1912 seine rechtsgeschichtliche Habilitation über *Ostfalens Rechtsliteratur unter Friedrich II.* bei Johannes Vahlen in Leipzig vor.

Der Skandal der Habilitation

Die Annahme der Habilitation wäre, so hebt Rosenstock hervor, beinahe an einem einzelnen Passus gescheitert: ›Die Juristenfakultät‹, schreibt er, ›der die Schrift zur Habilitation eingereicht wurde, legte mir auf, das ketzerische Kapitel, in dem dieser Satz stand, wegzulassen.‹¹⁷ Der ketzerische Satz aber lautete schlicht: ›Der Eigenname wirkt als Imperativ.‹

Was dieser Satz für Rosenstock bedeutet – er zitiert sich selbst noch in der autobiografischen Rückschau philologisch korrekt mit Seitenangabe – erläutert er dann ausführlicher:

Rückschauend kann ich sehen, daß ich in jenem Augenblick von der Philologie in ein neues wissenschaftliches Feld hinübertrat, nämlich in eine Lehre von den Namen statt von den Worten. Der vorliegende Text ist ein Abkomme jener damals [...] gemachten Entdeckung, daß Namen aller Grammatik vorausgehen, genau wie die Imperativformen noch unflektiert sind; wir ernennen uns gegenseitig, Namen sind gegenseitige Anrufungen zur Ordnung des Gemeinschaftslebens. Das Schmieden dieses ersten Mauerhakens, mit dem ich der akademischen Welt entsteigen sollte, hatte mich also ein Jahrzehnt gekostet.¹⁸

Rosenstock ersetzt nach eigenen Angaben die »Lehre [...] von den Worten« durch die »Lehre von den Namen«. Er kehrt scheinbar die von Agamben vorgezeichnete

16 Rosenstock-Huessy, Ja und Nein (Anm. 14), S. 60f. Vgl. auch Wilfried Rohrbach: Das Sprachdenken Rosenstock-Huessys. Historische Erörterung und systematische Explikation. Stuttgart 1973.

17 Rosenstock-Huessy, Ja und Nein (Anm. 14), S. 62f.

18 Ebd., S. 63.

Entwicklung um, er versucht scheinbar den aufklärerischen Einschnitt zu revidieren. Für genau diese Umkehr oder diesen Wechsel ist er sich selbst ein prominenter Fall geworden. Dieser ist als ein klassisches *Damaskus*-Erlebnis geschildert: ›Rückschauend kann ich sehen, daß ich in jenem Augenblick von der Philologie in ein neues wissenschaftliches Feld hinübertrat.‹

Rosenstock aber war – wie wir auch gesehen haben – ein hochgebildeter Mann, ein Konvertit, der sich im Dauergespräch und in Dauerkorrespondenz mit Franz Rosenzweig, mit Karl Barth, mit Rudolf Sohm, mit Martin Buber und anderen bedeutenden Theologen, Kirchenhistorikern und Religionsphilosophen befand.

Er wusste deshalb, dass auch sein *Damaskus* in einer kulturgeschichtlichen Kette von *Damaskus*-Erlebnissen stand, dass dieses sogenannten Durchbruchserlebnis in Wirklichkeit ein beliebtes Format der Geistesgeschichte war und ist.¹⁹ Er wusste selbst, dass der Inhalt seines Erlebnisses, der eigentliche Offenbarungswert, die Parole vom ›Wechsel von den Worten zu den Namen‹ nicht seine Erfindung war – dass sie neu eben allerhöchstens innerhalb seiner intellektuellen und disziplinären Sozialisation war.²⁰ Er signalisiert das Bewusstsein für eine solche Tradition, indem er beispielsweise Hamann als Gewährsmann zitiert, der – nach seinem sogenannten *Londoner Erlebnis* – schon einmal mit genau diesem Argument der Nenn- und Namhaftigkeit der Sprache die kantischen *Kritiken* attackierte.²¹

Zu dem von Agamben breit ausgeführten Werk des Paracelsus hegt er ebenfalls eine besondere Beziehung: Ausgerechnet 1922/23 (nach dem *Schmieden seines ersten Mauerhakens*) – in dem Jahr seiner noch nicht ganz rekonstruierten Habilitation im Fach Soziologie – gab er die Schriften des Paracelsus (d. i. Theophrast von Hohenheim [1493–1541]) gemeinsam mit dem Medizinhistoriker Richard Koch heraus.²²

19 Den Terminus des ›Durchbruchs‹ leitet umfassend her: Ferdinand van Ingen: Durchbruchserfahrungen. Martin Luther, Jacob Böhme, August Hermann Francke. In: Hans-Peter Ecker (Hg.): Methodisch reflektiertes Interpretieren. Festschrift für Hartmut Langhütte zum 60. Geburtstag. Passau 1997, S. 89–100.

20 Vgl. nur das verdienstvolle Buch von Franco Rest: Kehrtwendung im Menschenleben. *Damaskus-Erlebnisse in Geschichte und Gegenwart*. Freiburg i. Br. 1990. Diese profanen »*Damaskus-Erlebnisse*« sind fester Bestandteil und Strukturelement der Geistesgeschichte. Sie sind von Augustinus, Descartes, Quirinus Kuhlmann, Rousseau, Hamann, Friedrich Schlegel oder Rudolf von Jehring dementsprechend überliefert. Vgl. weiterhin deshalb dazu: Wilhelm Schmidt-Biggemann: Erlösung durch Philologie. Der poetische Messianismus Quirinus Kuhlmanns (1651–1689). In: Chloë. Beihefte zu *Daphnis* 27 (1997): Studien zur Literatur des 17. Jahrhunderts. Gedenkschrift für Gerhard Spellerberg (1937–1996). Hg. v. Hans Feger, S. 243–284, und Henning Ritter: Die Nacht der Träume (R. Descartes). In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* v. 13. Januar 2010, Nr. 10, S. N3. Als zeitgenössische Auseinandersetzung (mit früheren Beispielfällen und älterer Forschungsliteratur) unentbehrlich: Hugo Ball: Die religiöse Konversion [1925]. In: Ders.: Der Künstler und die Zeitkrankheit. Ausgewählte Schriften. Frankfurt a. M. 1988, S. 336–376.

21 Hamanns *Londoner Erweckungs- und Bekehrungserlebnis* wurde, so weit ich sehe, bisher hauptsächlich aus theologischer oder rein biografischer Sicht kommentiert.

22 Theophrast von Hohenheim. Fünf Bücher über die unsichtbaren Krankheiten. Eingel. u. hg. v. Richard Koch u. Eugen Rosenstock. Stuttgart 1923.

Verfolgung

Rosenstock bezeichnet sein 1912 erstmalig publiziertes Credo ›Der Eigenname wirkt als Imperativ‹ auch konsequent als *Ketzerei*. Er sieht sich der *Verfolgung* durch die juristische Fakultät, später durch die gesamte Universität ausgesetzt. Diese Rhetorik wird er zeit seines Lebens beibehalten. Sie dramatisiert und kaschiert geschickt unzählige (gescheiterte) Versuche eines fächerpolitischen und epistemologischen Putschisten, der sich dabei nicht nur an das Wort oder den Namen hielt.

Rastlos gründete er Zeitschriften, Einrichtungen der Erwachsenenbildung, Akademien, Verlage, sogenannte Arbeitslager oder Feriencamps – um auf immer neuen Wegen die ›alte Universität‹ zu attackieren. Er behielt diesen Gestus auch nach der Emigration bei: in Harvard (1933–1935), wie am Dartmouth College in Hanover (New Hampshire) und an der Universität Göttingen, an die er nach dem Krieg mit Gastvorlesungen zurückkehrte – bis zu seinem Tod. Er redete und schrieb konsequent im religiösen Vokabular von *Ketzerei*, *Irrlehre*, *Umkehr*, *Apostasie*, *Gemeinde* usw.

Aber man darf sich nicht täuschen lassen: Rosenstock war kein religiöser Eiferer in einer akademischen Welt, der sich aus religiösen Gründen – als Reminiszenz an die Wahrheit des *einen* Textes – auf das naive ›adamitische Modell‹ zurückzog. Dieser Rückgriff ist vielmehr Teil einer umfassenderen Strategie. Die Entscheidung für den *Namen* – und gegen das *Wort* – war strenggenommen eine metaphorische Entscheidung, weil sie eine strategische Entscheidung war. Sie ergibt sich in einem Feld, d. h. ›aus der Lage‹ des Fachs und der Universität. Das strategische Moment brachte die Erfordernis der Metaphorizität mit sich: Was auf Anhieb erkennbar ist, ist bekanntlich strategisch wertlos.

Parallele zu Hamann

Ich möchte zur Erläuterung – und nach der schon zitierten expliziten Nennung Hamanns – eine zweite Parallele ziehen zwischen Rosenstock und diesem scharfsinnigen und sprachgewandten Kritiker Immanuel Kants.²³ Hamann wusste sehr genau, dass sein Plädoyer für die ›gesprochene Sprache‹ (gegen das gedruckte Wort), für die ›kindliche Poesie‹ (gegen das wissenschaftlich-systematische Philosophieren), für den Menschen als *Kreatur* (gegen die *Gesellschaft* aus vernunftbegabten *Individuen*), dass seine interventionistischen Bücher und Traktate nur auf dem Boden einer ausgetüftelten Drucksatztechnik, nur auf dem Boden eines anonymisierten Publikums, das er ›Niemand den Kundbaren‹ nannte, nur auf dem Boden eines kapitalisierten Vertriebssystems, nur auf dem Boden disziplinar und institutionell etablierter Philosophie, die er dann lautstark bekämpfte, möglich waren.

23 Vgl. auch Elfriede Büchsel: Das verlässliche Wort. Eugen Rosenstock-Huessy und Johann Georg Hamann. In: Zeitschrift für Systematische Theologie und Religionsphilosophie 42 (2000), H. 1, S. 32–42.

Er zog aus der theologischen Rede ein Pathos, eine Schärfe, eine Unbedingtheit, die tendenziell verdeckte oder vergessen machte, dass er ein Meister der Fußnote dritter Ordnung war, dass er einen Satzbau pflegte, der den kantischen Architekturen an Komplexität in nichts nachstand, dass er in einem Text verschiedene Drucktypen und -farben verwendete, dass er in mehreren Disziplinen zuhause war, – *in summa*: dass er die geforderte Direktheit des Benennens, des Beim-Namen-Nennens seines religiös grundierten Sprachmodells selbst nie eingelöst hatte und nie einlösen wollte – und dennoch den Zeitgenossen die Poesie unverdrossen als im doppelten Sinne wahre *Kindersprache* anpries.²⁴

Auch bei Hamann führte sein *Damaskus*, das er immer wieder andeutungsweise als folgenreiche Bibellektüre seiner jugendlich-unordentlichen Londoner Jahre beschrieben hat, nicht zu einer unmissverständlichen Vermittlung bzw. Offenbarung eines Inhalts. Es führte nur zu einem neuen Stil und einer neuen Poetik, die sich explizit gegen ›gelehrte Techniken‹ der Universitätsphilosophie und der professionellen Literaturkritik wandten – das Ganze entwickelt auf dem Boden äußerster Gelehrsamkeit.

Obwohl Hamann ausschließlich schreibt und publiziert, schreibt er ausschließlich vom Reden und Sprechen und wird gerade mit folgendem *Bonmot* berühmt und berüchtigt: ›Reden ist übersetzen – aus einer Engelsprache in eine Menschenprache, das heißt, Gedanken in Worte, – Sachen in Namen.‹²⁵

Damaskus-Erlebnisse

›Worte statt Gedanken‹, ›Namen statt Sachen‹. Rosenstock folgt sehr ähnlichen Parolen und verfolgt eine sehr ähnliche Strategie mit einer sehr ähnlichen Rhetorik: Die Berufung auf den *Namen* gegen das *Wort*, auf das *Sprechen* gegen die *Schrift* richtet sich bei ihm öffentlich – wie bei Hamann – gegen eine universitär und disziplinar abgesicherte Form des Wissens, gegen eine falsche Lehre im Namen einer neuen richtigen und wahren Lehre.

Rosenstocks *Adamitismus* oder seine generelle Bevorzugung der Namen vor den Wörtern, ist nicht so sehr ein Glaubensartikel, sondern eine strategische Option. Typisch für diesen angesteuerten Wechsel der Epistemologie ist auch, dass sich der Wechsel voller Dramatik in einer ansonsten die Norm über-erfüllenden gelehrten Biografie vorbereitet, dass dieser Wechsel sich als eine Art *Damaskus*-Erlebnis zeigt, das dann wiederum der gelehrten Umgebung entsprechend kommuniziert wird.

Typisch für dieses *Damaskus* – ganz ähnlich wie schon beim paulinischen *Damaskus* oder bei Hamanns von der Forschung nie aufgeklärten sogenannten *Londoner Erlebnis* – ist deshalb auch, dass es sich, gegen den ersten Anschein und gegen

24 Aus der umfangreichen Hamann-Forschungsliteratur möchte ich nur zwei Anregungen geben – eine theologische und eine philologische. Klassisch zu nennen ist die Monografie von Oswald Bayer: *Zeitgenosse im Widerspruch. Johann Georg Hamann als radikaler Aufklärer*. München 1988. Einen neuen Umgang mit Hamanns Werk signalisiert u. a. Eckard Schuhmacher: *Die Ironie der Unverständlichkeit*. Frankfurt a. M. 2000, S. 89–156.

25 Johann Georg Hamann: *Aesthetica in nuce* [1762]. Stuttgart 1983, S. 87f.

die eigene Rhetorik, bei genauerem Hinsehen gerade nicht auf *ein* Erlebnis oder *eine* schlagartige Einsicht zurückführen lässt. Indem es sich – in der eigenen Autobiografie – immer neu datieren lässt, immer neu drapiert und erklärt, versammelt die Ausgestaltung des vorgeblich *einzigartigen* und *einmaligen* Damaskus vielmehr *immer mehr* institutionelle Umstände seines Zustandekommens und inhaltliche Aspekte seines Gegenprogrammcharakters.²⁶ Dadurch revidiert es, indem es sich durch immer neue biografische Anhaltspunkte beglaubigt, auch immer mehr ausgesprochen akademische Kontexte auf ausgesprochen akademische Weise.

Rosenstock beschreibt seine gesamte Bildungsbiografie 1963 im Rückblick als einen *Skandal* und ein *Ärgernis*²⁷ im Zeichen des adamitischen Modells, indem er sich als *zweiter Adam* versteht:

Unsere Zeitrechnung setzt [...] voraus, daß der erste Adam hörte, sprach und hieß, und daß der zweite Adam uns aus der Vorhölle des Voraussetzungslosen herausholt und in unsere spracherklingende, namentliche und bestimmende wahre Zeit zurückhilft. Diese Voraussetzung meines Daseins nicht preiszugeben, ist meines Lebens kürzester Sinn. [...] Die folgenden Blätter versuchen, mich selber redlich diesem Gesetz zu unterstellen. So sind sie 1950 niedergeschrieben worden, [...] so gingen sie in Satz. Aber mein Verleger wurde rechtzeitig von Fachleuten vor mir gewarnt: Er brach unseren Vertrag; der Satz wurde auseinandergenommen. Und als das Buch 1956 trotzdem herauskam, ersparte ich einer so feindlichen Welt das Ärgernis meiner persönlichen Geschichte.²⁸

Philologiegeschichte

Was diese schon totale Stilisierung einer »skandalösen« Autobiografie im Zeichen des *damaskushaft* eingeführten Adamitischen Sprachmodells hingegen verdeckt, spricht ein anderes autobiografisches Fragment Rosenstocks gelassen aus: Die Gegenposition Rosenstocks ist gar nicht das Ergebnis eines ereignishaften Erlebnisses, sondern eine typische Reaktion auf eine epistemologische Krise in dem Jahrzehnt nach 1900.

Dieses andere autobiografische Fragment Rosenstocks besteht schlicht aus einem Rückblick auf die Entstehung seiner sogenannten Valediktionsarbeit, mit der man sich lange Zeit um die Zulassung zum Abitur bewarb. Er fertigte sie zwischen 1904 und 1906 zum römischen Volkstribunen Clodius, einem Zeitgenossen und Konkurrenten Cäsars, an.

Von diesem Jahrzehnt ist im Rückblick von 1912 her auf 1902 hin ein Doppeltes anzumerken. Alle Tinkturen und Essenzen der Philologie hatte ich mischen gelernt. Ich hatte Arbeiten über niedere und höhere Textkritik geliefert, Urkunden diplomatisch untersucht, Handschriften kopiert und ediert, stilistische Untersuchungen und Archiv-

26 Das gilt auch und sogar – zeigt Jakobs (»Das Verhältnis von Forschung und Lehre kehrt sich um.« [Anm. 10]) – für seine Konversion und Taufe, die von ihm unterschiedlich datiert wird.

27 Vgl. auch Hugo Fischer: Nietzsche Apostata oder Die Philosophie des Ärgernisses. Erfurt 1931, S. 9–18.

28 Rosenstock, Ja und Nein (Anm. 14), S. 17 ff.

forschungen betrieben. Ich hatte Wörterbücher und Grammatiken entworfen, liturgische Kalenderforschungen veröffentlicht und die Glaubwürdigkeit von B. G. Niebuhrs Lebensnachrichten in ein neues Licht gerückt. Bauten und Denkmäler hatte ich ikonografisch untersucht und dabei stets die gesamte klassische Philologie und indogermanische Sprachwissenschaft sowie das Ägyptische mir zur linken Hand angetraut gefühlt. Das heißt, ich habe seitdem die Vorgänge und Vor- wie Rückschritte in diesen Wissenszweigen gewissenhaft laufend verfolgt; ohne irgendeine offizielle Beziehung blieben sie meine Heimat. [...] Die Abschüttelung, die Entlobung sozusagen von meiner blinden Stoffhuberei und Materialverehrung geschah am Ende des Clodius [...] damit ich sicher war, ich könnte fortan in der Geschichte gut und böse unterscheiden.²⁹

Das Erlebnis wird damit ersichtlich immer weiter zurückdatiert, multipliziert sich und seine Kontexte, und erlangt so unter Hand wieder etwas wie wissenschaftspolitische Normalität. Das »Erlebnis« erklärt das alte Wissen zum Götzendienst und führt ein wahres Wissen ein, das Orientierung und Unterscheidbarkeit wieder zulässt.

Der Götzendienst ist die Materialverehrung eines historistisch geprägten Philologen. Das wahre Wissen aber ist die das Sammeln überspringende forcierte Interpretation der zu programmatischen Namen erhobenen Einzelwörter. Eine Tendenz, die sich gleichzeitig im russischen Futurismus, in der modernen Lyrik und in der Editionsphilologie Norbert von Hellingsgraths zeigt, wie Peter Brokoff vor kurzem ausführte.³⁰ Die *Form* aber, diesem anderen neuen Wissen Autorität zu verschaffen, ist das autobiografische *Damaskus*-förmige Selbstzitat.

Zur Geistesgeschichte

Worum es eigentlich, d. h. epistemologisch geht, verrät eine Bemerkung Friedrich Gundolfs, auf die der Wissenschaftshistoriker Ulrich Wyss in anderem Zusammenhang verwies: Den Vorwurf der Fachkollegen, sein *Shakespeare*-Buch, also seine Habilitationsschrift aus dem Jahr 1911, sei nicht wissenschaftlich im Sinne sorgfältiger archivalischer Absicherung gearbeitet, den Vorwurf, er habe zu wenig diesbezügliche Fußnoten, antizipiert Gundolf trocken in einem Vorwort: »Wo durch zehn Zeugnisse dieselbe Richtung bewiesen wird, geht nur dasjenige uns an das sie am deutlichsten ausdrückt.«³¹

Was heißt das? Das heißt: Genau in den Studienjahren Rosenstocks, die wir inklusive der fertigen Valediktionsarbeit von 1906 bis 1910 ansetzen wollen, kommt es als Ergebnis einer Krise des quellenergebenen philologischen Historismus zu

29 Ebd., S. 64 f. – Die Figur des Clodius, seinerseits ein Aufbegehrender, wäre sicherlich eine nähere Betrachtung als Bezugspunkt von Rosenstocks frühem Schreiben wert.

30 Peter Brokoff: Der »Hunneneinbruch in die civilisierte literarhistorie«. Vor hundert Jahren schrieb Norbert von Hellingsgrath seine Dissertation über Hölderlin. Sie provozierte die Wissenschaft und nahm die europäische Avantgarde vorweg. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung v. 14. April 2010, Nr. 86, S. N4.

31 Friedrich Gundolf: Shakespeare und der deutsche Geist. Bonn 1927, S. VIII.

einer Aufwandsverknappung der historistischen Philologien im Zeichen eines forcierten Interpretationsaktes.³²

Der Name dieser Antwort auf die Krise lautet bis heute: ›Geistesgeschichtliche Methode‹. Winfried Barner setzt die Krise der Philologie als Methode denn auch genau hier an und fügt den darauf zwischen 1911 und 1914 gegebenen Antworten noch die Geschmacksgeschichte Schückings, die Literatur- als Stammesgeschichte Nadlers und die Stilgeschichte Strichs hinzu, die ihrerseits die Krise als uns heute bestens bekannte Pluralisierung der Methoden *de facto* nur noch verschärfen.

Die Geistesgeschichte Gundolfs aber produziert vor allem ›Namen‹ – ›große Namen‹. Gundolfs Monografien heißen in der wissenschaftlichen Kommunikation schlicht das *Shakespeare*-Buch, das *Caesar*-Buch, das *Goethe*-Buch, das *Kleist*-Buch, das *George*-Buch. Er schließt darin Epochen des Geistes mit großen Namen kurz. Er stellt genau genommen die Philologie auf Namen um, sein Pathos bezieht er dazu – wie übrigens auch Hamann – aus der ›Poesie‹, in diesem Fall der Kunst und der Ästhetik.

Die Prägnanz seiner Belege verdankt sich der im Kern künstlerisch-geniehaften Intuition für den jeweils stärksten Kontakt zwischen Epoche und Geist in *einer* einzelnen herausgehobenen Belegstelle, *einem* Vers oder *einem* Wort. Genau das ist der Hintergrund für Rosenstocks Invektive gegen die *Worte*. Die punktuelle Vitalisierung des von der Philologie angeblich bis zur Erstickung des Sinns versammelten Materials ist die eigentliche rhetorische Pointe dieser Namensversessenheit.

Parallele Leben: Im Namen Jakob Grimms

Die Erträge der Philologie, d. h. ihre unzähligen lexikalischen Einträge und indexalischen Belege werden von Eugen Rosenstock im Namen des Namens verworfen – und zwar erstaunlicherweise im Namen Jakob Grimms. Rosenstock verwirft also einerseits ganz topisch die versammelnde Leistung der Philologie als ›positivistisch‹ und erklärt andererseits Grimms Leistung selbst zu dieser Überwindung. Diese verblüffende Zuschreibung weist nun deutliche Parallelen zu Rosenstocks eigenem Lebensprojekt auf, denn er eignet sich Grimm so an, wie Gundolf das mit Goethe oder Shakespeare getan hat:

Die Namen sind also eine geheimnisvolle erste Schicht, die uns beruhigend sagen, daß Adam seine Pflicht getan hat und alle Dinge seit der Schöpfung schon benannt sind. Wir kommen in eine vollständige Welt, die dadurch, daß sie Namen trägt, uns nicht mehr erschauern macht. [...] Bei Jakob Grimm kommen nun noch andere Aussagen über die Sprache dazu, die den Horizont erweitern. [...] Er tut etwas *Neues* mit dem Wörterbuch, so daß es nicht ein Museum ist, nicht nur ein Verzeichnis der alten Namen, nicht nur eine Erinnerung dessen, was schon da ist. Für Jakob Grimm war das Wörterbuch revolutionär. Es hat in seinem eigenen Leben Epoche gemacht. Sein großes

32 Vgl. die Beiträge von Nikolaus Wegmann und Ulrich Wyss in Christoph König/Eberhardt Lämmert (Hg.): *Konkurrenten in der Fakultät. Kultur, Wissen und Universität um 1900*. Frankfurt a. M. 1999.

Vorwort zum Deutschen Wörterbuch [...] warnt davor, es so zu lesen, als wäre es museal, als wäre es rückwärts gewandt. Für Jakob Grimm hat diese Haltung zur Sprache Befehlscharakter. Es geschieht etwas Neues, etwas noch nie Dagewesenes, etwas, was gesagt werden muß, weil es vorher unsagbar schien. [...] Man denkt, er sei ein Philologe gewesen in dem Sinne des Hüters alter Schätze, ein Kustode. Ich will Ihnen nachher zeigen, daß in sein Leben die Zukunft mit sprachschöpferischer Gewalt eingebrochen ist.³³

Philologie – Geistesgeschichte – Akustik

Es ist zu vermuten, dass diese Wendung der Namen gegen die Worte allein nicht ausgereicht hätte, um die epistemologische Macht der alphilologischen Hermeneutik zu brechen. Rosenstocks gleichermaßen faktischer wie symbolischer Wechsel in die Soziologie 1923 – er hat dieses Fach nie unterrichtet – zeigt noch etwas anderes und entscheidendes an: Rosenstock verlässt symbolisch die Kommunikation in Texten über Texte.

Zugespitzt formuliert: In eine methodisch und disziplinär krisenhafte Gemengelage der Philologien – Stichwort Musealisierung – wird neben der Trennung der bloßen Wörter von der Nennkraft der Namen eine zweite Maximalunterscheidung von ›Sagen‹ und ›Schreiben‹ getrieben. Das ist ein rhetorischer Medienwechsel. Im Namen von direkter mündlicher Kommunikation wird der methodische Standard der Philologien als zu aufwändig, zu langsam, zu lebens- oder gesellschaftsfern desavouiert. Die Differenz zwischen einerseits *Sagen* oder *Nennen* und andererseits versammelndem und auslegendem *Schreiben* ist eine rein rhetorisch-strategische Lancierung eines maximalen Gegensatzes in das rein schriftbasierte epistemologische Feld der Sozial- und Geisteswissenschaften.

Rosenstock wusste aber ganz genau, dass er die neue rhetorische Referenz für eine neue Auslegungspraxis und Auslegungspräferenz auch mit einem disziplinären Neuentwurf abstützen musste, um institutionell nicht zu scheitern. Sein neues Zielfach, in dem er sich ein weiteres Mal habilitierte, in dem er auch sofort eine Einführung publizierte, hieß deshalb Soziologie. Hier arbeitete er aber nicht etwa den nicht zu leugnenden, ihm bestens bekannten großen Vorsprung der französischen Soziologie mit Gabriel Tarde oder Emil Durkheim für den deutschen Kontext auf,³⁴ den erst Georg Simmel und Robert Michels (und das auch nur in der Rückschau des 20. Jahrhunderts) aufholen sollten, sondern startete sein neues Fach im Zeichen des Namens und im Zeichen des *Sagens* oder *Nennens* eines Namens – wie er das schon – streng geistesgeschichtlich – im Falle Jakob Grimms praktiziert hatte:

33 Eugen Rosenstock-Huessy: *Jakob Grimms Sprachlosigkeit*. In: Ders.: *Geheimnis*. Stuttgart 1958, S. 113–128, hier: S. 115.

34 Vgl. etwa Eugen Rosenstock: *Soziologie I. Die Kräfte der Gemeinschaft*. Berlin/Leipzig 1925, S. 20. – Zu Rosenstocks ›Soziologie‹ insgesamt Christoph Richter: *Im Kreuz der Wirklichkeit. Die Soziologie der Räume und Zeiten von Eugen Rosenstock-Huessy*. Mit einem Geleitwort v. Karl-Siegbert Rehberg. Frankfurt a. M./Berlin/Bern 2007.

Diese gewalttätige, aus lateinisch *socius* und griechisch *-logie* [...] gebildete Etikette unserer Wissenschaft deutet schon darauf hin, daß man mit dem reinen Rom und dem reinen Hellas nicht mehr auskam; so greift man zu Mischungen. [...] Auch die Soziologie also spricht keine eindeutige neue Sprache. Ihr Name verrät ihre Stellung an der Schwelle unerhörter Verhältnisse, am Eingang in eine Weltordnung, die auf wissenschaftlicher Erkenntnis der Naturkräfte beruht. Aber um die neue Lehre mit ihrem eigenen Namen hervorzurufen, war der gewaltige Eindruck eines Menschenlebens notwendig. Dies Leben wurde als neu, unerhört und bahnbrechend erlebt; nach seinem Lauf schien ein Zurück in den bisherigen Wissensbetrieb unmöglich. Die Lehren Auguste Comtes.³⁵

Im Namen des Namens und Beim-Namen-Nennens wird nun auch die Soziologie bei Rosenstock zu einer Soziologie des Akustischen, des Gesprächs unter Anwesenden. Damit war der Medienwechsel und Fachwechsel als Steigerung jenes innerphilologischen Wechsels vom *Wort* zum *Namen* bewerkstelligt. Aus der Philologie wird eine Soziologie des akustisch gedachten sozialen Raums, deren begrifflicher Schlüssel folgerichtig ein ästhetisch-akustischer Terminus ist: *Übereinstimmung*.

Wir finden als Urphänomen vor die *Kraft zur Übereinstimmung*, welche Menschen zusammenhält. [...] Sie äußert sich meistens so, daß das einzelne Mitglied dieser übereinstimmenden Gruppe ausdrücklich sich zu ihr bekennt. Er nennt sich nach ihr. Er ist eingeschriebener Genosse. Er bekennt sich zu der Konfession. Auf diese Weise entsteht der Anschein, als entstehe die Übereinstimmung erst durch das Einlaufen der Mitgliederklärungen, der Übertritte, der Bekenntnisse. Sie sind aber bereits Früchte der *Übereinstimmung*.³⁶

Dass es sich mit der *Übereinstimmung* – wie bei Gundolf – um eine ästhetisch radikalisierte Philologie der Gesellschaft handelt und nicht etwa um die Anbahnung einer Analyse medialer Verhältnisse, was ja bei einem als Hall- und Stimmenraum gedachten Sozialen nahe läge, zeigt einer der letzten Texte Rosenstocks. Unter dem schönen Titel *Buch und Funk* schreibt er 1966:

Alle Eigennamen von Mozart bis Jesus, von Hitler bis Judas, von Ricarda bis zu Karl und Cäsar sind die wichtigsten Vokabeln dieser universalen Sprache unserer Herzen. Jeder namentliche Anruf dank eines überfließenden Herzens regeneriert die Sprache; nicht die Wörterbücher tun das, sondern die Namen. Die Wiedergeburt voller Mündlichkeit wird gerade dann gefährdet, wenn in jeder Wohnung ein Rundfunkgerät prangt.³⁷

Der Name um 1920

Rosenstocks nach der geistesgeschichtlichen Methode forcierte, der Krise der Altertumskunde entsprungene Namenphilologie der Gesellschaft findet sich auch bei

35 Rosenstock, Soziologie I (Anm. 34), S. 36.

36 Ebd., S. 75.

37 Eugen Rosenstock-Huessy: *Buch und Funk*. In: *Hundert Jahre Kohlhammer 1866–1966*. Stuttgart u. a. 1966, S. 252–259, hier: S. 258.

denjenigen Autoren, die – wie Martin Buber oder sein enger Freund Franz Rosenzweig – immer wieder mit ihm in einem Atemzug genannt werden.³⁸

Der Name war seit Hermann Useners *Götternamen. Versuch einer Lehre von der religiösen Begriffsbildung* von 1896 Thema der Philologie. Er war es 1907 in Ludwig Traubes *Nomina sacra* und 1913 in Eduard Nordens *Agnostos Theos*. Aber der *Name* um 1920 ist nicht einfach Chiffre für einen Rekurs auf Inhalte jüdischer Philosophie oder Theologie, sondern in erster Linie eine methodische, d. h. eine *geistesgeschichtliche* Antwort à la Gundolf auf eine epistemologische Krise der Philologie. Der Name als Kategorie antwortet auf eine Krise der Interpretation von Belegstellen und Archivalien, eine Krise auch der Rekonstruktion der die Argumentation organisierenden Kategorien, die sich spätestens seit 1910 in verschiedene Fächer fortpflanzt und neue nach sich zieht.

Franz Rosenzweigs *Stern der Erlösung* von 1921 ist eine philosophische Ästhetik in der Nachfolge der kantischen Philosophie. Man muss sie aber nur irgendwo aufschlagen, um auf Stellen zu treffen, in denen ausgerechnet die »Ideen« als leitende transzendente Kategorien der Argumentation außer Kraft gesetzt werden – und damit die methodische Krise der idealistischen Ästhetik genauestens angezeigt ist.³⁹ Sie wird ebenfalls im Namen des Namens von Franz Rosenzweig beendet.

Die Rekonstruktion der Wirklichkeit geschieht nicht länger *dialektisch* sondern *dialogisch*, die zum Problem gewordene endlose Empirie der Dinge, die immer unwändigere transzendentalphilosophische begriffliche Einholung dieser empirischen Wirklichkeit, ordnet sich mit dem vorgeblich akustischen Akt der Benennung wie von Geisterhand.

Auch hier liegt – wie bei Rosenstock – ein Fachwechsel vor: Rosenzweig wechselt von der Philosophie in die Theologie und vollzieht analog einen rhetorischen Medienwechsel vom *dialektischen Denken* zum *dialogischen Sprechen*. Diesem Wechsel ist aber die philologische Grundproblematik einer (Be-)Sonderung ihrer (zu vielen) Belege noch vollkommen eingeschrieben:

Mit dem Anruf des Eigennamens trat das Wort der Offenbarung in die wirkliche Wechselrede ein; im Eigennamen ist *Bresche in die starre Mauer der Dinghaftigkeit* gelegt. Was einen eigenen Namen hat, kann nicht mehr Ding, *nicht mehr jedermanns Sache* sein [...] Wo es ist, ist ein Mittelpunkt, und wo es den Mund öffnet, ist ein Anfang.⁴⁰

Die Wirklichkeit wird bei Rosenstock und bei Rosenzweig als akustisch gedachtes Soziales, als idealer Hör- und Sprechraum der Gemeinschaft rekonstruiert. Erst an dieser Stelle wird auch verständlich, warum diese Autoren nach ihrem Austritt

38 Zu Rosenzweigs Namen-Konzeption vgl. u. a. Heinrich Assel: *Geheimnis und Sakrament. Die Theologie des göttlichen Namens bei Kant, Cohen und Rosenzweig*. Göttingen 2001. Zu Rosenzweig und Rosenstock-Huessy vgl. die Beiträge in Hartwig Wiedebach (Hg.): »Kreuz der Wirklichkeit« und »Stern der Erlösung«. *Die Glaubensmetaphysik von Franz Rosenzweig und Eugen Rosenstock-Huessy*. Freiburg i. Br. 2010.

39 Vgl. Franz Rosenzweig: *Der Stern der Erlösung* [1921]. Frankfurt a. M. 1990, S. 275.

40 Ebd., S. 208.

aus den alten disziplinären Epistemologien der Philologie und auch Philosophie unentwegt über Sakrament und Liturgie schreiben.

Die liturgische Handlung bietet zwei riesige Vorteile: Sie öffnet mit der Wort-handlung einen akustischen und keinen schriftbasierten Raum und sie weist den begrenzten Archivalien oder Artefakten und anfallenden Worten umgehend einen festen Platz, eine Rangfolge, eine stabile Bedeutung zu. Pawel Florenski hat zeitgleich auf das so verstandene Verhältnis von Kult und Name eine ganze Philosophie und Ästhetik aufgebaut.⁴¹

Diesen philologischen Ursprung der *Name* genannten Verkürzung des Materials und Hierarchisierung der Kommunikation spricht auch Franz Rosenzweig geradezu zwanghaft immer wieder aus: »Und was ist der Name andres als das ganz gesammelte Wort.«⁴²

Was wie Theologie oder Mystik klingt, ist also die Antwort auf die Krise der Philologie mit ihren zu vielen Belegen und Stellen. Der Name versammelt Wörter unter sich. Die Belege für diese These sind so zahlreich, dass man seinerseits in eine Krise der Interpretation gerät, solange man sich nur auf die immer neue Paraphrase der vordergründig ›dunklen‹ Stellen beschränkt, um damit eigene ›dunkle‹ und ›bedeutsame‹ Stellen zu produzieren, anstatt sie strukturell herzuleiten aus der Krise und Neuausrichtung eines epistemologischen Feldes, das genau diejenigen deutschen Hochschulen und Gymnasien beherrschte, an denen alle diesen Autoren jahrzehntelang und gemeinsam zwischen 1900 und 1914 ausgebildet worden sind. Noch 1931 resümiert Walter Benjamin diese durch Gundolfs Lösung 1911 endgültig zutage getretene Krise in einem Aufsatz in der *Literarischen Welt* unter dem Titel *Literaturgeschichte und Literaturwissenschaft* – natürlich am Beispiel Gundolfs.

Man könnte abschließend einwenden, dass zumindest Liturgisches Denken und die Krise der Philologie zwei sehr unterschiedliche Denktraditionen verschiedenen Alters sind. Das ist vollkommen richtig: Aber nur solange, wie nicht gleichzeitig das eine als Antwort auf die Krise des anderen verstanden wird.

Im zweiten Teil seiner *Sprache des Menschengeschlechts* von 1964 widmet sich Eugen Rosenstock noch einmal explizit den Ritualen: Hier macht er deutlich, dass seine Lösung des Problems, jene Emphase für Benennung und Namengebung als Ordnungskraft des Sozialen, dass diese Lösung jederzeit wieder in den *zu vielen*

41 Vgl. Florenskis Überlegungen aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg: »Die Menschheit denkt die Namen als substantielle Formen, als Wesen, die ihre Träger, eigenschaftslose Subjekte, erst bilden. Sie sind Kategorien des Seins. Und wenn die soziale Umgebung sie für Kategorien hält, so reicht das aus, sie zu sozialen Imperativen werden zu lassen. Ein Imperativ, der Umgebung, dem Individuum gegenüber geäußert, ist schon ein schöpferisches Wort. So erweisen sich die Namen als ein schöpferisches »es werde«, das die Mitglieder der Gesellschaft formt. Die Namen haben also normative Bedeutung, und alles, was zu starr ist, die Prägung der Namen anzunehmen, wird entweder aus der Gesellschaft ausgestoßen und geht zugrunde oder wird selbst zum Anfang neuer, härterer Klischees für die kommenden Generationen.« [Pawel Florenski: Die Magie des Wortes. In: Ders.: Denken und Sprache. Berlin 1993, S. 207–236, hier: S. 226].

42 Rosenzweig, Der Stern der Erlösung (Anm. 39), S. 426.

Namen und Worten der schriftlichen Dokumente untergehen kann, wie es das Problem der Philologie schon einmal war:

Kein Ritus braucht ernst genommen zu werden, der nicht Generationen überdauern will. Vereinsgründungen bleiben [deshalb ganz] diesseits der Geschichte. Weil im Genfer Telefonbuch die »Société des Nations« mit allen Kegellclubs und Gesangsvereinen zusammen aufgeführt wurde, konnte man ihr kein langes Leben prophezeien.⁴³

Ausblick: *Geistesgeschichte* und Kybernetik bei Flusser

Nun wechsele ich abschließend meinerseits abrupt die Ebenen, Zeiten und Fächer, ohne aber die Problemlage zu verlassen – und komme auf Vilém Flusser zu sprechen: Die detaillierte Biografie Flussers auf den Seiten des Flusser-Archivs und in seiner Autobiografie *Bodenlos*, die er ähnlich früh wie Rosenstock als reine Rekonstruktion einer wissenschaftlichen Laufbahn 1972/73 verfasste, lassen die Parallelen, um die es mir hier geht, schnell erkennen.

Ich kann dieses Beispiel nicht so philologisch exakt ausführen, wie ich das bei Rosenstock getan habe, aber ich deute zumindest die Linien seiner Ausgestaltung an: Flusser war deutsch-tschechischer Jude, er besuchte ein deutsches Gymnasium und studiert an einer Universität, deren primäre Wissenschaftssprache das Deutsche war, denn er studierte ab 1938 Philosophie an der Juristischen Fakultät der Prager Universität.⁴⁴ Er befasste sich – nach eigenen Aussagen – schon vor 1938 mit intensiv mit der Philosophie, vor allen Dingen mit den Schriften José Ortega y Gasset. Um sie besser studieren zu können, erlernte sogar das Spanische. Ortega studierte seinerseits bei Georg Simmel und Hermann Cohen und war somit im Dunstkreis der geschilderten Krise der philologischen Hermeneutik wissenschaftlich sozialisiert worden.⁴⁵

Seine zwei anderen methodischen Leitsterne waren Heidegger und Husserl.⁴⁶ Das erkennt man an jedem seiner Bücher, insofern Husserls Parole ›Zurück zu den Sachen‹ (bzw. zu ihrer genauen Beschreibung) sich z. B. in seinem *Versuch einer Phänomenologie der Gesten* schon im Titel unübersehbar abzeichnet, und insofern Heideggers Parole ›Zurück zu den Worten‹ (bzw. ihrer genauen *seinsgeschichtlichen* Lektüre) in keiner mediengeschichtlichen Ausführung Flussers fehlt: Den Einsatz der Wortstämme und Ableitungen von *Calculus* (›Steinchen‹), *Computus* (›Berechnung‹) und *Digitus* (›Finger‹) – als den etymologischen Statthaltern des vereinzeln- oder rechnerischen Kalkulierens und des digitalen Programmierens – pflegt er wie kaum ein anderer. Keine medienwissenschaftliche Ausführung Flussers kommt

43 Eugen Rosenstock-Huessy: Die Sprache des Menschengeschlechts. Eine leibhaftige Grammatik in vier Teilen. Zweiter Bd. Dritter und vierter Teil. Heidelberg 1964, S. 519–532, hier: S. 523.

44 Vgl. Vilém Flusser: *Bodenlos*. Eine philosophische Autobiographie. Mit einem Nachwort v. Milton Vargas. Düsseldorf 1992, S. 79 f.

45 Vgl. Heiko Christians: Art. »Ortega y Gasset, José«. In: Ansgar Nünning (Hg.): Lexikon literatur- und kulturwissenschaftlicher Grundbegriffe. 2. überarb. u. erw. Ausg. Stuttgart 2001, S. 486 f.

46 Flusser, *Bodenlos* (Anm. 44), S. 124 f.

ohne eine am Pathos der Phänomenologie ausgerichtete Beschreibung der Sachen und gleichzeitig ohne eine etymologische Ableitung ihres Wortmaterials aus.⁴⁷

Flusser arbeitet also seit den später 1930er Jahren schon mit den geschilderten Antworten auf die methodische Krise der Philologie und der Philosophie. Nach der gewaltsamen Beendigung seines philosophischen Studiums durch die deutsche Wehrmacht 1939 beendet er es im Selbststudium in den 1940er Jahren in England und Brasilien. Genau wie Eugen Rosenstock lauscht er dem seit etwa 20 Jahren existierenden Denkansatz aber nicht einfach das bisher in diesem Fach erarbeitete Vokabular ab, um es zu verdoppeln, sondern er versucht die Fächer, in denen er sozialisiert wurde – Philosophie und Ästhetik – mit dem hypertrophen Entwurf eines neuen Fachs zu revolutionieren.

Die Krise, auf die Flusser seinerseits reagiert, ist gerade jener von Rosenstock noch 1966 geforderte *Ausschluss* technischer Aspekte von den Momenten gelingender Kommunikation. Um die Abtrennung der Medientechniken von der Phänomenologie aufzuheben, begründet Flusser die Kommunikationswissenschaft neu als »Kommunikologie«.

So wie Rosenstock im Namen von Sprache als einem *Sprechen* und *Benennen* die geistesgeschichtliche Interpretationsmethode und die neue Soziologie fusioniert, fusioniert Flusser die husserlsche Krisen-Philosophie, genannt Phänomenologie, mit dem neuen Vokabular und Prestige der Informationswissenschaft, um diese Phänomenologie – zumindest rhetorisch – zu überwinden. Dabei regiert allerdings immer noch das geistesgeschichtlich-akustische Namenmodell der 1920er Jahre sein Medienverständnis. Das wird besonders deutlich, wenn er das Denken selbst beschreibt: »Ich kann also unter den Wörtern in meinem Gedächtnis nicht frei diejenigen auswählen, die zu der auszudrückenden Virtualität »passen«. Ich muß zunächst einmal auf sie hören.«⁴⁸

Immer noch löst hier das *Hören* der *Namen* der immer noch zu vielen *Wörter*, ihre Nennung vor dem inneren Ohr, das alte Problem des überbordenden bloßen Wortmaterials. Wenn Flusser sein fächerpolitisches Engagement, seine »Kommunikologie« genannte Neugründung der Kommunikationswissenschaften Ende der 1960er Jahre, resümiert, dann charakterisiert er sie als Wissenschaft, die die Praxis im allgemeinsten Sinne zurückzugewinnen hat. Das ist um 1920 wie um 1970 eine Utopie in einer sich laufend in Fachsprachen und neue Paradigmen ausdifferenzierenden Wissenschaftslandschaft.

47 Vgl. Elisabeth Neswald: Medien-Theologie. Das Werk Vilém Flussers, Köln/Weimar/Wien 1998, S. 109f.

48 Vilém Flusser: Gesten. Versuch einer Phänomenologie. Düsseldorf 1991, S. 44f. Vgl. dazu Rosenstock und Ortega: »Das Nachdenken aber ist das auf uns selber Hören. Der Nachdenkende hört sich erst einmal selber zu und verhält sich ganz wie der Zuhörer kritisch, abwägend, halb fortgerissen, halb zweifelnd.« (Rosenstock, Soziologie I [Anm. 34], S. 159) »Denken heißt also letztlich soviel wie mit sich selber sprechen, folglich sich selber mißverstehen und von heilloser Verwirrung bedroht sein.« (José Ortega y Gasset: Der Mensch und die Leute. Stuttgart 1957, S. 205 f.)

Diese Utopie ist nur erklärbar, wenn man die adamtische Geste, etwas endgültig und verbindlich benennen zu können, dahinter ernst nimmt, die zum ersten Mal in den 1920er Jahren aus der Wissenschaft selbst heraus als Antwort auf eine interne Krise ins Feld geführt wurde und auf ihre proliferierenden Stellen, Belege und Wörter reagierte:

Jedesmal, wenn ich rede und schreibe, tue ich es, um kein weiteres Wort mehr sagen und schreiben zu müssen [...] Jedenfalls ist mein Grunderlebnis das folgende: Es stellen sich in mir fast ohne Unterbrechung Heerscharen von Worten auf, die darauf drängen, von mir geordnet, in eine von mir gewählte Richtung gelenkt und artikuliert zu werden, und Erlösung scheint mir eine Situation zu sein, in welcher dieser Strom der »Inspirati-on« endlich abbricht.⁴⁹

Um dieser utopischen Ansicht Gewicht zu verschaffen, führte sich Flusser zeit seines Lebens – genau wie Rosenstock – als Anti-Akademiker und *Ketzer* im Namen einer biografisch beglaubigten krisenhaften Gewinnung eines neuen Fachs jenseits der Fachgrenzen auf:

Es muß aber schon hier gesagt sein, daß ich nie »akademisch« war in einem traditionellen Sinn dieses Wortes, daß ich meinen Widerwillen gegen allen Akademismus nie überwinden konnte und wollte und daß ich mich in die verschiedenen Establishments, denen ich angehörte, nie integrierte. Ich bin immer, auch als Lehrstuhlinhaber [...] Außenseiter geblieben, also ein Fremdkörper, der das Funktionieren des Establishments störte. [...] Geistige Unruhe um sich herum zu stiften, war für mich immer die Aufgabe des Lehrers.⁵⁰

49 Flusser, Bodenlos (Anm. 44), S. 219.

50 Ebd., S. 222.

Autorinnen und Autoren

HANJO BERRESSEM, Prof. Dr., Professor für Amerikanische Literatur und Kultur am Englischen Seminar der Universität zu Köln. Autor von *Pynchon's Poetics: Interfacing Theory and Text* (University of Illinois Press), und *Lines of Desire: The Novels of Witold Gombrowicz* (Northwestern University Press). Mit Leyla Haferkamp ist er Herausgeber von *Deleuzian Events: Writing | History* (Lit Verlag). Arbeitsschwerpunkte: Moderne und postmodern amerikanische Literatur und Kultur, Poststrukturalismus, Semiotik, Film Studien, Literatur und Wissenschaft.

STEFAN BÖRNCHEN, Dr. phil., Wissenschaftlicher Assistent am Institut für deutsche Sprache und Literatur I der Universität zu Köln. Arbeitsschwerpunkte: Thomas Mann, Klassik und Romantik, Zeichentheorie, Metaphorologie der Kulturwissenschaften, Psychoanalyse und *Gender Studies*.

FRITZ BREITHAUPT, Prof. Dr., Associate Professor of Germanic Studies an der Indiana University in Bloomington, lehrt Literatur- und Kognitionswissenschaften. Zu seinen letzten Buchpublikationen gehören: *Der Ich-Effekt des Geldes. Zur Geschichte einer Legitimationsfigur* (2008), *Kulturen der Empathie* (2009) und *Kultur der Ausrede* (2012). In *Zeit Campus* veröffentlicht er seit 2006 als »Professor Fritz« eine Kolumne zu Fragen der Universitätspolitik.

HEIKO CHRISTIANS, Prof. Dr., Professor für Medienkulturgeschichte an der Universität Potsdam. Verfasser zahlreicher Aufsätze und Abhandlungen, u. a. *Amok. Geschichte einer Ausbreitung* (Aisthesis 2008). Arbeitsschwerpunkte: Medienpathologien (Kult/Amok/Sucht/Verschwörung) und Erzählungen (Imagination, Verteilung, Konsum).

ECKART GOEBEL, Prof. Dr., Professor für Germanistik an der New York University. Mehrere Monografien, zuletzt: *Jenseits des Unbehagens. »Sublimierung« von Goethe bis Lacan* (dt. transcript 2009, engl. continuum press 2012). Edition u. a.: (Mit Elisabeth Bronfen): *Narziss & Eros* (Wallstein 2009), (mit Sigrid Weigel): *»Escape to Life«. German Intellectuals in New York: A Compendium on Exile after 1933* (de Gruyter 2012).

ANDREAS HAMMER, Dr. phil., Wissenschaftlicher Mitarbeiter Germanistische Mediävistik am Lehrstuhl für Deutsche Philologie der Georg-August-Universität Göttingen. Arbeitsschwerpunkte: Volkssprachige Hagiografie, Mythos und Literatur, Editionsphilologie.

IRMTRAUD HNILICA, Dr. des., Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrgebiet Neuere deutsche Literatur und Medienästhetik an der FernUniversität in Hagen. Arbeitsschwerpunkte: Literarischer Realismus (insbesondere Gustav Freytag), Medientheorie, Piraterie in Literatur und Film, *Gender*-Theorie.

PIERRE MATTERN, Dr. des., Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Luxemburg und Übersetzer. Arbeitsschwerpunkte: Literatur (u. a. Georg Büchner, Heinrich Mann, Alfred Döblin) und Literaturtheorie, Subjekt-, Führungs-, Geschichts- und Revolutionstheorien. Aktuelles Forschungsprojekt: Führungskonzepte, Führerbilder 1900–1938. Monografie: »Kotzebue's Allgewalt«. *Literarische Fehde und politisches Attentat*. Würzburg 2011.

GEORG MEIN, Prof. Dr., Professor für Neuere deutsche Literaturwissenschaft an der Universität Luxemburg. Arbeitsschwerpunkte: u. a. Literatur vom 18. Jahrhundert bis in die Gegenwart, Medien und Kulturtheorien, Literatursoziologie, Literalitätsforschung.

ANDRÉ MICHELS, Dr. med., Psychiater und Psychoanalytiker in Luxemburg und Paris. Zahlreiche Veröffentlichungen zu klinischen, literarischen und kulturkritischen Themen, Mitherausgeber u. a. vom *Jahrbuch für klinische Psychoanalyse*, Herausgeber von *Actualité de l'hystérie*, Mitbegründer der *Assoziation für die Freud'sche Psychoanalyse* und des *Psychoanalytischen Kollegs* (Deutschland). Regelmäßige Seminare und Vorlesungen über Theorie und Praxis der Psychoanalyse u. a. in Paris, Straßburg, New York.

MICHAEL NIEHAUS, Prof. Dr., Professor für Neuere deutsche Literaturwissenschaft – Intermedialität/Interkulturalität an der TU Dortmund. Arbeitsschwerpunkte: Erzählliteratur des 19. und 20. Jahrhunderts, Literatur und Institution/Recht, Intermediale Erzähltheorie, Psychoanalyse.

ANGELA OSTER, Dr. phil., Akademische Rätin an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Arbeitsschwerpunkte: u. a. italienische und französische Literatur von der Renaissance bis zur Gegenwart. Projektarbeiten zur Literatur/Kunst und Technik; Intermediale Bezüge von Texten zu Musik, Malerei, Film und Fotografie.

BENJAMIN ROBINSON, Prof. Dr., Associate Professor für Germanistik an der Indiana University, Bloomington. Arbeitsschwerpunkte: Literatur und Philosophie der Moderne, Literatur und Film des Sozialismus, Zeichentheorie und Gesellschaftstheorie.

MARTIN ROUSSEL, Dr. phil., Akademischer Rat am Institut für deutsche Sprache und Literatur der Universität zu Köln, Wissenschaftlicher Geschäftsführer des *Internationalen Kollegs Morphomata: Genese, Dynamik und Medialität kultureller*

Figurationen. Arbeitsschwerpunkte: Literatur vom 18. bis 20. Jahrhundert (u. a. Heinrich von Kleist, Friedrich Nietzsche, Robert Musil, Robert Walser), Literaturtheorie, Literatur und Philosophie, Schriftkulturen.

RALF SIMON, Prof. Dr., Professor für Neuere deutsche Literaturwissenschaft an der Universität Basel. Arbeitsschwerpunkte: Bildkritik und das Bildhafte des poetischen Textes, Lyrik und Lyriktheorie, Autoren um 1800 (Herder, Jean Paul, Lessing, Goethe, Romantik), Raabe, Arno Schmidt, Fragen der Literaturtheorie, Narratologie und Gattungspoetik der Komödie.

OLIVER SIMONS, Prof. Dr., Associate Professor am German Department der Harvard University. Arbeitsschwerpunkte: Literaturtheorien, Literatur und Wissenschaftsgeschichte, Literatur- und Kulturgeschichte des Endes im 18. Jahrhundert.

LILIANE WEISSBERG, Prof. Dr., Christopher-H.-Browne-Distinguished-Professor in Arts and Science und Professor für deutsche und vergleichende Literaturwissenschaft an der University of Pennsylvania. Autorin und Herausgeberin zahlreicher Bücher, darunter die kritische Ausgabe von Hannah Arendt/Rahel Varnhagen: *The Life of a Jewess* (1997), *Cultural Memory and the Construction of Identity* (mit Dan Ben-Amos, 1999), *Romancing the Shadow: Poe and Race* (mit J. Gerald Kennedy, 2001), *Hannah Arendt, Charlie Chaplin und die verborgene jüdische Tradition* (2009), *Affinität wider Willen? Hannah Arendt, Theodor W. Adorno und die Frankfurter Schule* (2011) und *Picture This! Writing with Photography* (mit Karen Beckman, 2012). Arbeitsschwerpunkte: Jüdische Schriftstellerinnen im frühen 19. Jahrhundert, Freud, Jüdische Philosophie und Literatur.

TOBIAS WILKE, Prof. Dr., Juniorprofessor am Department of Germanic Languages and Literatures der Columbia University, New York. Arbeitsschwerpunkte: Literatur der Moderne und der historischen Avantgarden; Geschichte der Medien und der Medientheorie im 19. und 20. Jahrhundert, Beziehungen zwischen Ästhetik und empirischer Psychologie.